

## BECCA

»Es gibt wieder eine Schule.«

Becca hatte auf dem Weg keinen besseren Einfall gehabt. Also sagte sie es, wie es war. Mit ihrem Kegelhut aus dem Vietshop, in dessen Hinterzimmer Hacker mit kindlichen Gesichtern im Neonlicht Mangosaft aus Tüten getrunken hatten, stand sie auf dem leeren Parkplatz in der Nachmittagssonne. Der Hut war breiter als ihre Schultern. Schweiß lief an ihren Schläfen und am Rücken hinab, lag auf ihrer Oberlippe. Bugler stand neben ihr und hechelte. Er kannte es nicht anders, als auf dreieinhalb Beinen zu laufen, aber nach dem langen Weg war der Hund erschöpft. Hinter ihnen lag der Wald, aus dem sie über einen fast zugewachsenen Trampelpfad gekommen waren. Becca hatte am Saum des Waldes kurz innegehalten, noch einmal tief durchgeatmet und war dann aus dem Schatten der Bäume ins gleißende Licht getreten, in die Erstarrung dieses Sommertages. Kein Vogel war am Himmel.

Der Mann, der ihr ein paar Armlängen entfernt gegenüberstand, blieb scheinbar teilnahmslos. Wanderstiefel. Ein Trägerhemd, das mehr von seinem Oberkörper freiließ als es bedeckte. Zähne wie verdorbene Knoblauchzehen. Sie schätzte ihn auf fünfzig, etwa doppelt so alt wie sie. Unter dem Hals war in ungelinken Buchstaben BORN ON A CYBER MONDAY tätowiert. Ein Feiertag, den es schon seit Jahren nicht mehr gab. Auf dem Oberarm das Symbol der Siedler: eine Vogelfeder in einem Kreis.

»Halt den Köter fest. Passiert was, knall ich ihn ab.« Sein Jagdgewehr mit dem speckigen Schaft war weder auf sie noch auf Bugler gerichtet, es lag in seinen verschränkten Armen. Keine echte Drohung also.

»Bist aus der Stadt, was? Sehe ich sofort. Wer geht so wie du in den Wald?« Er musterte sie, sein Blick blieb eine Sekunde lang auf ihrer Brust. »Kannst du schlachten? Kochen?« Becca zwang sich, zu lächeln. Sie würde ihren Stolz hinunterschlucken. Nicht alles durch einen unbedachten Moment zerstören. Sie wusste nicht wie bedeutend er hier war. Lass ihn reden, dachte sie.

»Na gut. Warte hier.« Es funktionierte. Der Mann bewegte sich zwei Schritte rückwärts, griff dann das Gewehr mit einer Hand und ging zurück zu dem Gebäude, durch das der Eingang zu dem ehemaligen Campingplatz führte. Sie wischte sich den Schweiß unter der Nase weg und betrachtete, was vor ihr lag. Ein Mülleimer mit dem Logo einer Eiscreme-Firma, die es nicht mehr gab, ein Fenster der Rezeption war mit Sperrholz verkleidet, eine andere Scheibe mit einem Gitter geschützt, dahinter Aushänge, vielleicht Regeln oder Preislisten, längst hinfällig geworden. Eine Hecke umgab das Gelände, dicht und unüberwindlich. Im Schatten des Durchgangs unter dem Eingangsportal sprach der Tätowierte jetzt mit einer Frau. Beide sahen zu Becca herüber. Der Mann gestikulierte.

Kochen, schlachten. Sie beherrschte auf dem Skateboard einen Kickflip mit geschlossenen Augen und konnte fast akzentfrei kambodschanische Nudelsuppen bestellen. Ihr war klar, dass sie hier nicht auf Augenhöhe sprach, sondern Bittstellerin war. Die Stadt, die Becca verlassen hatte, kam ihr jetzt wie eine Verlockung vor. Die kühle Luft, die sie umhüllte, wenn sich die Türen eines klimatisierten Geschäfts hinter ihr schlossen. Ein Softdrink, der durch einen dicken Strohhalm ihren Gaumen erreichte. Sich einen Glyder kommen lassen, wenn die Füße vom Laufen schmerzten. Weggehen, wenn ihr etwas nicht passte.

Der Mann kam zurück, neben ihm die Frau. Sie schien älter als er zu sein, war sehnig und ebenso

gegerbt. Auch sie trug trotz der Hitze Wanderstiefel, dazu einen Lederhut. Der Schotter knirschte unter den Schritten der beiden. Die Frau kam gleich auf den Punkt. »Hast du ihm das angetan?« Sie deutete auf Bugler und meinte wohl sein Bein. Becca verneinte. Am Gürtel der Frau hing ein Messer mit Hirschhorngriff.

»Er sagt, du bist Lehrerin. Schön. Siehst recht jung aus.« Die Frau starrte sie an. »Woher willst du wissen, dass es hier Kinder gibt?«

»Ich habe Fahrräder gesehen. Neulich. Hier, an der Hecke.«

»Schnüffelst du hier herum?«, fragte der Tätowierte. Die Frau beachtete ihn nicht. Allzu wichtig scheint er nicht zu sein, dachte Becca.

»Schön. Dumm bist du nicht. Und jetzt sag: Wieso glaubst du, dass wir dich gebrauchen können? Dass wir dich hereinlassen?«

»Ihr müsst mich nicht hereinlassen. Ich sagte ja, es gibt eine Schule. Das Haus auf der Lichtung.« Sie sah die beiden an. Sicher kannten sie es. Und jetzt war es raus. Sie wussten, wo sie zu finden war. Aber wie hätte sie es verhindern sollen? Das Risiko hatte sie eingehen müssen.

»Es ist nur eine kleine Schule, das könnt ihr euch ja denken.« Dass es noch gar keine Schüler gab, verschwieg sie. »Aber ich weiß, dass die Schule im Tal abgebrannt ist. Dass es in der Gegend keine mehr gibt.«

»Abgebrannt. Angezündet. Was spielt das für eine Rolle? Wir haben unsere Kinder sowieso nie hingeschickt.«

Also haben sie Kinder, dachte Becca, aber sagte nichts. Sie wollte nicht vorlaut wirken. Die Frau schien eine Art Anführerin zu sein.

»Ja, wir haben hier Kinder«, sagte die Frau, als hätte sie in Beccas Gedanken gelesen, »gesunde, freie Kinder. Was kannst du ihnen denn zeigen? Wie man sät und Wasser sammelt, wissen sie.«

»Sollten sie nicht auch wissen, wie man die Größe eines Flügels berechnet?« Becca zeigte auf eines der Windräder auf dem Gelände des Campingplatzes. Es stand still.

Sie musste vorsichtig sein, viele der Siedler waren religiös. Irgendwo zwischen Neo-Apostolikern und Kirche der Erlösung. Diese Frau kam ihr schroff vor, aber weltlich. So jemand müsste für Argumente zugänglich sein.

»Kann mir nicht vorstellen, dass jemand von uns– Außer vielleicht, du machst dich ein bisschen hübsch«, sagte der Tätowierte und grinste. Auch er schien nicht zu den Religiösen zu gehören, sie redeten nicht so. Es machte ihn nicht sympathischer. Wahrscheinlich ein Einzelgänger, dachte Becca, der sich den Regeln eines Stammes unterworfen hatte, der ihm nun Obdach und Schutz bot. Damit hätte er ihr etwas vorausgehakt.

»Sei still«, sagte die Frau. Er gehorchte. Dann ging sie in die Hocke und strich Bugler über den Kopf, der sich das gefallen ließ. »Hast du Durst? Komm mit, er bekommt Wasser.«

Zu dritt gingen sie zu der Anlage, Becca neben der Frau, der Tätowierte folgte ihnen. Sie spürte seine Blicke, sie wusste, dass er sie taxieren, sie beurteilen würde. Die Frau füllte im Inneren der ehemaligen Rezeption eine Plastikschaale und stellte sie Bugler hin. Becca genoss den Schatten, während der Hund gierig trank. Sie konnte jetzt in die Anlage spähen. Das Gelände hinter der Hecke war leicht abschüssig und weitläufiger, als sie erwartet hatte. Sie sah Holzhäuschen mit Gardinen. Wohnwagen ohne Räder, an denen Grünspan war, zwei weitere Windräder und Sonnensegel über einer Feuerstelle, es musste eine Art Versammlungsplatz sein. Einige Fahrzeuge, außer Betrieb, noch mit Verbrennungsmotoren, hatte man zusammengeschoben, vielleicht schlachteten sie sie noch auf irgendeine Weise aus. Es gab Gemüsebeete, sie

sah ein paar Frauen in langen Röcken und einen großen Tank auf Stelzen, in dem sie wohl Regenwasser sammelten. Alles an dem Ort war zweckmäßig, nichts schön. Kinder waren nicht zu sehen.

»Hör zu, es reicht jetzt«, sagte die Frau schließlich, »es ist nicht meine Entscheidung allein. Mach dir keine großen Hoffnungen. Ich jedenfalls brauche dich nicht. Dein Hund hat getrunken. Du solltest besser auf ihn achtgeben. Wenn du sonst nichts anzubieten hast, dann verschwinde.«

Becca nickte, nahm es hin. »Wenn ihr es euch überlegt: Ihr wisst jetzt, wo ihr mich findet. Ich heiße Becca. Danke für das Wasser.«

Ihr hatten sie nichts angeboten.

\*

Als Becca und Bugler wenig später wieder im Schutz der Bäume waren, mit dem Wald verschmolzen und unsichtbar geworden, nahm sie den Hut ab und hockte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm. Es war idiotisch, dachte sie. Die Schule. Herzukommen. Alles. Bugler stand da und sah sie mit seinen leeren Hundeaugen an. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Gehen wir nach Hause.«

Ihr Weg führte nach etwa einer Viertelstunde für einige Zeit aus dem Wald heraus. Links lagen jetzt nicht mehr bestellte Felder, in denen sich Brennesseln, Disteln und Hühnerhirse ausgebreitet hatten. Mittendrin stand wie die Markierung auf einer Landkarte eine einzelne Palme. Ab hier ging es bergauf. Es war ganz still, bis auf das Geräusch ihrer Schritte und das Hecheln des Hundes. Auf der ersten Anhöhe blieb Becca stehen. Ihre Waden schmerzten. Sie glaubte, dass es hier etwas kühler war. An die Stille hatte sie sich gewöhnen müssen, wie an so vieles. Sie drehte sich um und blickte auf die Land-

schaft, die vor ihr lag. Sie kniff die Augen zusammen. An einem der stillstehenden Windräder auf der anderen Seite des Tals konnte sie Personen ausmachen. Ein dunkles und ein weißes Fahrzeug, vielleicht waren es Techniker, die von einem Sicherheitsdienst begleitet wurden. Sie hatte scharfe Augen, aber sie konnte nicht genau erkennen, was vor sich ging. Ich müsste ein Fernglas oder ein Teleskop haben, dachte sie. Sie beschloss, morgen ins Dorf zu gehen, möglicherweise war dort etwas zu machen.

An der Rodung, wo bemooste Baumstümpfe wie Grabsteine eines uralten Friedhofs aus dem Gras ragten, gabelte sich der Weg. Becca und Bugler bogen wieder in den Wald ab, der Pfad bestand nun aus sandigem Lehm. Er war breit genug, um nebeneinander darauf zu gehen, aber sie war allein, immer allein, und es würde ihr auch jetzt niemand entgegenkommen. Das Sonnenlicht warf Flecken auf den Weg, wo immer es ging, wich Becca in den Schatten aus.

In der Stadt konnte Ärger bekommen, wer zu viel Haut entblößte, aber jetzt zog sie ihr Hemd aus Protektionsfasern aus und setzte den Weg in ihrem ärmellosen Oberteil fort. Sie genoss die Luft auf Armen und Schultern.

Dann, als sie am Ende ihres Weges angekommen waren, hörte sie das bekannte Geräusch über sich, eine Art Zischen oder Blasen. Natürlich, dachte sie, es musste die Uhrzeit sein. Montags, mittwochs, samstags. Sie legte den Kopf in den Nacken. Bugler bellte. Hätte jemand nach unten geschaut, hätte er eine junge Frau gesehen, die mit ihrem Hund auf einer Lichtung mit einem einzelnen Haus darauf stand und zum Himmel blickte, inmitten eines großen Waldes. Die sich fragte, wie die Welt von dort oben aussah, mit ihren Strommasten und Flüssen und Gewerbegebieten in den verdreckten Städten mit ihren Parkplätzen und Hochhäusern. Die

noch nie geflogen war, weil sich das fast niemand mehr leisten konnte. Der Fernsegler, der jetzt über ihnen vorbeizog, war einer der gewaltigen Jadedrachen, das Logo des Qiantang-Konzerns deutlich erkennbar auf seiner Seite. Das Luftschiff fuhr nach Osten, aber seine Besatzung bestand nicht aus Forschern früherer Zeiten, die von der Zivilisation unberührte Stämme in fremden Wäldern dokumentiert, sondern sie interessierte sich einen Dreck für das Geschehen unter sich.

Becca öffnete die seitlichen Türen und der Duft des Waldes drang ins Innere des Hauses. Auf der Terrasse standen Stühle und ein paar Tische, deren Kunststoff Belag angesetzt hatte. Becca hatte sie stehen gelassen, sich nie darauf gesetzt. Ein gemauerter Grill, auf dem ein verrostetes Gitter lag. Sie hatte keine Verwendung dafür.

\*

Die Dunkelheit in jener ersten Nacht. Wie lange war das jetzt her? Sie hatte im letzten Licht des Abends erschöpft, aber mit klopfendem Herzen mit ihren Habseligkeiten vor der Tür gestanden. Die drei Stufen, voll Unkraut und Vogeldreck. Den Schlüssel, für den sie fast alles gegeben hatte, was sie noch besaß, von dem Band um ihren Hals genommen und gefleht, dass er passen würde. Die Fenster des Hauses waren mit massiven, für sie undurchdringlichen Blendläden verschlossen. Es gab keinen Scanner an der Tür, zum Öffnen musste man den Schlüssel mit den Zacken nach unten in den Schlitz im Türschloss stecken und ihn nach rechts drehen. Dann gab es einen Widerstand, man zog am Knauf und die Tür ging auf. Über der Tür stand wie eine Narbe im Stein eine Jahreszahl: 1892.

Das Gefühl der Erleichterung, als das Schloss nachgab und sich die Tür leichtgängig öffnete. Dabei wusste sie nicht, was sie im Inneren erwartete. Ungeziefer, Ratten,

Füchse vielleicht, die sie im Lampenschein wie ertappt anstarren würden. Aber der Gedanke, der sie gequält hatte, nämlich die Nacht unter freiem Himmel in diesem Wald zu verbringen, womöglich auf ihrem Skateboard sitzend, war fort. Die Angst, nicht zu wissen, wohin sie am nächsten Tag hätte zurückkehren können.

Bugler erkundete mit seiner Nase am Boden sofort die neue Umgebung. Becca stellte ihre Taschen ab, umfasste mit den Händen ihre Oberarme und blieb lange stehen, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ja, es war ein Dach über dem Kopf. Aber die Einsamkeit überwältigte sie. Sie vermisste Goran mehr als alles andere. Ihm wäre etwas eingefallen, das sie aufgebaut hätte. Komm schon, Becca, gleich morgen früh schnitze ich einen Speer und gehe ein Wildschwein jagen. Oder er hätte eine Spinne auf seine Handfläche gesetzt und sie ihr gezeigt.

Später saß sie beim Schein ihrer kleinen Lampe wie unter einer Kuppel und nahm etwas aus ihren Vorräten zu sich, für Bugler eine der konzentrierten Meatbizz-Kugeln, die man in Wasser auflöste, er verschlang sie gierig, was immer auch darin steckte. Um sie herum die Dunkelheit des Hauses und dahinter noch schwärzer die des Waldes. Irgendwann nahm sie sich eine Decke und legte sich, obwohl es zwei Betten gab, auf den Boden, als wolle sie sich dem Haus verweigern, nichts von ihm annehmen. Bugler schlief, sein Bauch hob und senkte sich im warmen Licht. Er war kein echter Trost, trotzdem war Becca froh, dass er neben ihr lag. War das ein neuer Anfang oder das Ende von allem? Wäre es denn schlimm, wenn alles endete? Was war das für ein Geräusch, bloß das Knarzen des Daches? Ein Krachen draußen in der Finsternis. Und wenn sie krank würde? Das Gesicht Gorans, der die Idee mit dem Haus gehabt hatte. Sie fühlte nagenden Schmerz, wenn sie an ihn dachte. Es gab Leute, die sich ihre Erinnerungen von Memory-Desig-



nern entfernen ließen, die mit langen Nadeln im Cortex stocherten, aber sie hatte weder das Geld dafür, noch wollte sie vergessen.

Becca lag die halbe Nacht wach und weinte, und irgendwann drückte sie ein Agapin aus der Verpackung. Sie wusste, dass sie keine mehr bekommen würde, aber es ging nicht anders. Sie spülte die Tablette mit einem Schluck Wasser hinunter, fühlte, wie die Anspannung ihren Körper losließ, und schlief endlich ein.

An ihrem ersten Morgen wachte sie früh auf. Sie riss die Fensterläden auf (wer benötigte schon sich selbst abdunkelnde Fenster, dachte sie), atmete mit tiefen Zügen die noch kühle, würzige Luft ein und sah sich um. Sie war überrascht, das Haus in so gutem Zustand vorzufinden. Spinnweben, vertrocknete Fliegen, aber sauber. Die Bettwäsche in dem kleinen Nebenraum war in Plastik eingeschweißt, Stühle mit den Sitzflächen auf Tischplatten gestellt worden. Sie befand sich in einer anderen Welt. Außer den paar Watt, die Beccas tragbare chinesische Solarbank erzeugte, gelangte kein Strom her.

Neben einem der Fenster entdeckte sie an der Wand ein schwarz-weißes Foto in einem einfachen Holzrahmen. Darauf waren einige Kinder zu sehen, die aufrecht hinter ihren Schultischen standen und sie ernst anblickten. Zugeknöpfte Strickjacken, kurze Lederhosen, geflochtene Zöpfe und penibel gezogene Scheitel. Dahinter ein hagerer, streng aussehender Lehrer in einem dunklen Anzug und einem Hemd mit Stehkragen. Becca betrachtete das Bild lange. Dann nahm sie den Rahmen von der Wand und suchte auf der Rückseite nach einer Jahreszahl. Sie fand keine, aber vermutete, dass selbst die Enkel dieser Kinder längst tot waren. Vor den Fenstern auf dem Bild hingen Vorhänge, und sie erkannte, dass es dieselben Fenster waren, deren Blendläden sie gerade geöffnet hatte. Das Gebäude musste einmal eine Zwergschule gewesen sein, vielleicht

hatte in dem Nebenraum der strenge Lehrer gewohnt, der vor dem Zubettgehen seine winzige Brille auf dem Nachttisch ablegte und von der großen Stadt träumte.

Sie würde nicht herausfinden können, welche Geschichte das Haus hatte, aber wem auch immer es später gehört hatte, es musste ein sorgfältiger Mensch gewesen sein. Sie fragte sich, ob er oder sie irgendwann herkommen würde. Sollte das geschehen, würde sie hier sitzen und hätte nichts in der Hand außer einem Schlüssel an einem Schnürsenkel.

Seitdem hatte sie an jedem Morgen die Fenster geöffnet, aber nie jemanden gesehen, außer einmal einen Hirsch, der am Rande der Lichtung stand und sie stumm anstarrte.

\*

Auch heute sah alles danach aus, dass es heiß werden würde. Wie sollte es auch anders sein? Es war immer heiß. Jeden Tag. Doch wenn sie auch am Ende des Jahres noch hier sein wollte, musste sie sich etwas einfallen lassen. Noch waren das Gemüse und die Kräuter, die sie an der Südseite des Hauses gepflanzt hatte, eine duftende Verheißung, schnell wachsende, robuste Pflanzen mit Patenten, deren Gültigkeit hier niemanden interessierte. Sie hatte die silbernen Samentütchen mit gefälschtem Geoprofil noch in der Stadt bei einem ukrainischen Dealer gekauft, der sie vermutlich aus irgendeinem hinter-uralischen Labor hatte, einem Dreckloch im ehemaligen Permafrost. Vollständig insektizid, Mädchen, daran beißen sich sogar tropische Ameisen die Kieferchen aus. Sie ging gern hinter das Haus, hockte sich hin und roch. Es war ein kleines Vergnügen. Doch sie musste einen Weg finden, ihre Erträge zu konservieren. Sie besaß etwas Öl, aber keine geeigneten Gefäße. Sie benötigte so etwas wie Einmachgläser. Wenn es die Dinger überhaupt

noch gab. Beccas Oma Lena hatte welche besessen, mit Marmelade von dem Markt, auf dem sie mit Walter manchmal einkaufte, bevor er für immer schloss.

Wasser gab es übergenug. Gurgelndes, klares Wasser, der Bach war keine fünf Minuten entfernt. Er schien sauber zu sein, ein einziges Mal hatte ein Plastikbecher im Wasser getanzt, bevor er sich am Ufer verfangen hatte. Becca hatte ihn mitgenommen, als wäre sie eine Parkwächterin. Einmal war sie dem Lauf des Wassers gefolgt, bis sie umkehrte, weil es dunkel wurde. Sie hatte sich vorgenommen, es noch einmal zu versuchen. Trinkwasser füllte sie in einen Kanister, doch sie wusch sich gleich dort, es war bequemer, als das Wasser in Putzeimern zum Haus zu tragen. Wenn es kälter wird, werde ich einen Weg finden müssen, es herzubringen.

Sie ging die steile Böschung zum Wasser hinunter, wobei sie einmal ausrutschte und sich an einer Wurzel, die aus dem lehmigen Untergrund hervortrat, abstützen musste. Sie suchte ihre gewohnte Stelle im Schatten und setzte sich auf den bemoosten Stamm einer lange zuvor umgefallenen Erle. Das Wasser gluckste um die Steine im Bach. Becca zog sich die transparenten Sneaker von den Füßen. Sie legte ihr kleidartiges Hemd ab, das bis zu den Knien reichte, und hockte sich ins Wasser, um sich mit ihrem Handwaschlappen zu reinigen. In den ersten Tagen hatte es sie Überwindung gekostet, sich mitten im Wald auszuziehen, bis sie sich einigermaßen erfolgreich eingeredet hatte, dass hier niemand war und es auch keinen Grund für irgendjemanden gab, herzukommen. Die Leute vom Campingplatz lebten weiter unten, sie hatten bis gestern nicht gewusst, dass eine junge Frau und ein Hund ihnen beim Wasser zwei Kilometer voraus waren.

Das Wasser war kühl, aber so angenehm, dass Becca die Augen schloss und es sich lange um die Knöchel spülen ließ. Himmel, dachte sie, ich werde irgendwann

zu einem Waldgeist mit Khayyaz-Sneakern. Wenn ich nicht schon vorher eine Kräuterhexe werde. Sie brachte ihre Gedanken auf ihr Vorhaben des Tages. Sie würde ins Dorf gehen, vielleicht konnte sie diese Gläser auftreiben. Und sich nach einem Fernglas erkundigen.

Bugler stand im Wasser und besah sich die Bachläufer, als Becca ein deutliches Knacken hörte. Sie fuhr herum. Der Hund war zusammengezuckt und stand jetzt angespannt lauschend da. Becca blickte zu dem Saum von Erlen oben an der Böschung. Kein Vogel flatterte, kein Geräusch eines weglaufenden Tieres war zu hören.

»Bugler, komm her«, flüsterte sie. Ein eisiger Ring legte sich um ihre Brust. Da war wieder die alte Angst. Sie fühlte sich beobachtet. Dort oben war etwas. Sie watschelte in der Hocke zum Ufer, wo ihre Kleidung lag. Bleib ruhig, das war irgendein Tier, längst weggelaufen. Es gab Wildschweine, die konnten gefährlich werden, aber wahrscheinlicher war ein Reh. Und doch erwartete Becca jeden Moment, Gestalten oben an der Böschung zu sehen. Hämisch grinsend, sich der Beute unten am Wasser gewiss. Bevor sie die Schuhe angezogen hätte, wären sie bei ihr. Eine Gruppe Landstreicher, die ihr Glück suchte. Das war möglich, sie selbst hatte ja auch hergefunden. Es gab Wege und Pfade, und die führten irgendwo hin. Nein, das war ein paranoider Gedanke. Aber eine Straßenratte, die vom Weg abgekommen war? Die sich, weil es nichts mehr zu tun gab hier draußen, darauf spezialisiert hätte, Alte zu überfallen, die noch geblieben waren?

Sie zog sich an, ohne sich abzutrocknen, sah sich um. Nichts. Sie erklimmte mit klopfendem Herzen die Böschung und war erleichtert, auf der Lichtung hinter dem Saum nichts Verdächtiges zu sehen. Aber der Zweifel blieb.

Eine Stunde später waren sie auf dem Weg ins Dorf. Oder was davon übrig war. Seltsam, dachte sie, da wird

man in der Stadt überall mit Kameras getrackt, und ausgerechnet hier fühle ich mich beobachtet.

Bugler konnte mit seinem fehlenden Vorderlauf beinahe so schnell laufen wie andere Hunde, denn er kannte es nicht anders, seit er ein Welpen gewesen war. Zumindest hatte Goran das angenommen, als sie ihn damals fanden. Jetzt war der Hund das einzige Lebewesen, das Becca noch mit ihm verband. Gorans Schwester ausgenommen, aber bei der waren ja alle Synapsen geschmolzen.

Ob der Hund ihn vermisste? Oder hatte er sich an die andere Hand gewöhnt, wenn sie nur fütterte? Jeder kannte doch die Geschichten irgendwelcher treuen Tiere, die ihren Besitzern tausende Kilometer auf der Landstraße hinterherliefen oder auf dem Grab auf Rückkehr warteten, bis sie selbst verdurstet waren. Doch sie, Becca, und Bugler verband etwas. Sie waren die Übriggebliebenen.

Sie sah das Dorf, nachdem sie den Wald verlassen und ein Stück an der Landstraße entlanggegangen waren. Die Straße war in gutem Zustand und offenbar nie Teil eines Modernisierungsplanes gewesen, als es so etwas noch gab, es war kein dynamischer Asphalt, der bei Niederschlag seine Beschaffenheit ändern konnte. Wozu wäre der jetzt auch gut, ihr waren unterwegs keine Fahrzeuge begegnet.

An einer Abzweigung blieb sie stehen. Eine Haltestelle, an der kein Bus mehr hielt. Zu wenige lebten hier noch, die einsteigen würden. Eine fingerdicke Schicht Poster, die auf längst vergangene Veranstaltungen und politische Versammlungen hinwiesen. Zwei neongrüne Graffiti: »Lasst die Dörfer nicht sterben« und »Wir wollen bleiben«.

Folgte man der Landstraße, die dort begann, kam man nach wenigen Kilometern an einer ehemaligen Schule vorbei. Ein Betonkomplex aus den Achtziger-

jahren des vergangenen Jahrhunderts. Becca hatte die schwarze Ruine hinter dem Bauzaun gesehen, als sie damals hergekommen war. Wie so viele andere war auch diese Schule angezündet worden, von Fanatikern, begierig auf Zerstörung. Oder von wem auch immer. Vielleicht bloß ein paar jugendliche Nachahmer. Was spielte es für eine Rolle, da hatte die Alte vom Campingplatz recht. Man hatte die Schule nicht wieder aufgebaut, für wen auch?

Es waren etwa vierzig Häuser in einer Senke, auf die sie jetzt hinunterblickte. Am Ortseingang eine Reihe nie fertig gebauter Musterhäuser im Stile des Toskana-Kitsch, der vor fünfzehn Jahren plötzlich so beliebt wurde. Auf einer Anhöhe nicht weit davon stand die ebenfalls leere Villa eines offenbar Größenwahnsinnigen, mit Löwenstatuen auf den Torpfosten der Zufahrt und einem Drohnenlandeplatz, dessen Kieselbett von einem Ring aus Marmorkugeln gesäumt war. Vielleicht hatte hier einmal ein Bauunternehmer gewohnt, dessen Geschäft immer schlechter lief, bis er schließlich fortging. Die Fenster des Hauses waren zugemauert.

Keine zweihundert Meter weiter erschien nach einer Biegung der Ortskern, dreckig-bräunliche Wohnhäuser und Landwirtschaftsgebäude, deren Aussehen ihren Bewohnern schon immer egal gewesen war, so oft an- und umgebaut, dass ihr Baujahr nicht mehr zu erahnen war. An vielen Fenstern waren die Rollläden heruntergelassen. Eine Apotheke mit von innen zugeklebtem Schaufenster, der Speisekartenkasten des »Kaiserh f« war leer. Aus den Fugen der Stufen zum Eingang wuchs Unkraut. Ein einzelnes Fahrzeug stand vor einem Haus, es war sogar elektrisch.

Oma Lena hatte einen Bildband über Geisterdörfer besessen, kleine Siedlungen, die dem Abbau von Braunkohle zum Opfer gefallen waren, irgendwann am Ende des letzten Jahrtausends. Oma hatte Bücher aus

Papier gemocht, ihr Regal war voll davon gewesen. Becca hatte als Kind oft in dem abgegriffenen Band mit den altertümlichen Fotos geblättert. Die verlassene Welt übte eine seltsame Faszination auf sie aus. Die leeren Schaufenster ehemaliger Geschäfte, die Straßen ohne Menschen oder Fahrzeuge. Vor allem aber staunte sie über die riesigen Bagger, Monster aus Eisen, die die Welt auffraßen. Die Einwohner jener Dörfer hatte man damals umgesiedelt und mit Neubauten in anderen, eigens gegründeten Siedlungen entschädigt, seelenlosen Orten mit Straßennamen, die an die alte Heimat erinnern sollten. Heute war so etwas unvorstellbar, man hätte die Leute einfach auf die Straße gesetzt. In dem Ort, durch den Becca jetzt ging, war niemand entschädigt worden. Die Leute hatten weggehen müssen, wohin auch immer, in die Großstadt, oder, wenn sie konnten, in die Schönen Städte.

Einmal war Becca mit ihrer Oma Lena in einer solchen Anlage gewesen, in »Vetera 2«, unweit der Grenze. Der Komplex wurde von einem ehemaligen Tabakkonzern betrieben, der längst neue Geschäftsfelder bediente. Rauchen taten ja nicht einmal mehr die Chinesen. Wer konnte, wollte damals nach den Riots eines besonders heißen Sommers, die so nahe gekommen waren wie nie zuvor, heraus aus den vermeintlich sicheren Townhouses und Vorstadtsiedlungen, deren Zäune und Gabionenbollwerke auf einmal viel zu einfach zu überwinden schienen, hinein in die außerhalb der Metropolen entstehenden Schönen Städte. Das war ein schnell wachsender Markt streng abgeschirmter Siedlungen. Auf die einst so geschätzte Urbanität verzichtete gern, wer dort hinzog. Über Wandbilder von Bürgerkriegsflüchtlingen ließ sich bei edlem Rindfleisch aus der Sonderzone Nordkorea, das von ehemaligen Zwangsarbeitern massiert worden war, ebenso gut dort plaudern. Und sie hatten frische Luft und konnten sorglos



durchschlafen, die Entscheider, Semiprominenten oder die gut bezahlten Homeworker asiatischer Konzerne. Die wirklich großen Fische, etwa der Netz- und Biotechgiganten, trieben da längst auf ihren Plattformen im Ozean. Oder lebten in den sicheren Städten am Golf, wo sie sich an Paragliding, Steuervorteilen und alter europäischer Kunst erfreuen konnten.

Oma hatte in Vetera 2 ein Foto-Shooting. Sie schlug sich selbstständig als Fotografin durch und war auf irgendeine Weise an diesen Auftrag gekommen, der Hoffnung auf mehr barg. Becca erinnerte sich nicht, worum genau es ging, wahrscheinlich sollte ein zähnebleckendes Scheusal aus dem Management sympathischer gemacht werden, und dazu vertraute man immer noch lieber einer menschlichen Fotografin. Aber sie wusste noch, dass sie ohne Identitätsnachweis hinein durfte. Sie war ja erst sieben oder acht. Die Anlagen waren in jener Zeit noch im Entstehen, noch nicht versiegelt wie heute, wo jeder Klempner, der ein verstopftes Rohr säuberte, von einem geprüften Vertragspartner kam. Sie hatte Wachleute gesehen, die ihr freundlich durch die Scheiben des Wagens, den sich Oma von Walter geliehen hatte, zuwinkten, als sie im Schritttempo an den Männern vorbeifuhren. Sie erinnerte sich noch an den Zaun und an das erste Tor mit der Detektorschleuse am Eingang der Bannmeile. Die Schleuse findet heraus, ob du gefährliche Dinge dabei hast, hatte ein älterer Bewaffneter gemeint, der sein Automatikgewehr auf den Rücken gedreht hatte. Oma hatte ihre Taschen öffnen und dies und das erklären müssen. Für besseres Licht. Nein, ganz normale Batterien. Eine faltbare Drohne, die Lena für Hochzeitsfotografie nutzte, behielten die Männer für die Dauer ihres Aufenthalts ein. Man schoss ihnen beiden mit einer Art Pistole ein grünes Plastikarmband um das Handgelenk und fuhr sie anschließend mit einem Caddy zur

zweiten Schleuse, wo es eine weitere Kontrolle gab. Das eigentliche Gelände war von einer völlig glatten, strahlend weißen Mauer umgeben, von einem Gespinst aus hauchdünnem Draht bekränzt, das im Sonnenlicht glitzerte wie Tropfen nach einem Regenguss. Supersilk, wer darin hängenblieb und sich bewegte, dem wurden die Gliedmaßen bis auf den Knochen sauber aufgeschnitten. Erprobt an so mancher Grenze. »Hass hat hier kein Zuhause« stand in schwarzer Helvetica über dem Eingangsportal geschrieben, aber das verstand Becca damals nicht.

Für sie sah es in Vetera 2 wie in einer ihrer Kinderapps aus. Saftig grüne Wiesen, auf denen bloß die Streicheltiere und Zwerge mit Zipfelmützen fehlten. Wo sie wohnte, bestimmten andere Farben und es war meistens laut. Warum bauten die Leute so hässliche Städte, wenn es in Apps und Filmen doch immer so schön war? Einmal hatte ein verdreckter Mann, der in der Nähe von Omas Wohnung auf Kartonresten in einem Hauseingang lag, nach Beccas Knöchel gegriffen. Wahrscheinlich wollte er nichts Böses, nur etwas Geld oder Essen, oder bloß ein menschliches Wesen berühren, sich selbst als Mensch fühlen, aber ihre Oma hatte nach dem Mann getreten und geschrien, er solle das Kind in Ruhe lassen. Sie konnte richtig laut werden, ebenso wie sie dann anschließend oft in Apathie versank. Dann lag sie auf dem Sofa, starrte die Wand an und Becca versuchte vergeblich, sie aufzumuntern, machte Grimassen oder brachte ihr einen Ingwertee, der ungetrunken und kalt auf dem Tisch stehen blieb.

Auch im Inneren von Vetera 2 gab es Hecken und Zäune, aber sie waren bloß Dekoration und Symbol. Dort wollte niemand etwas Böses. Ob immer die Sonne schien? Die Anlage war in kreisförmige Wohneinheiten aufgeteilt, etwa ein Dutzend niedriger Häuser gruppierte sich jeweils um einen kleinen Weiher in ihrer Mitte. Der

Aufbau war Anlagen in Kalifornien und Guangdong nachempfunden, hier war bloß alles eine Nummer kleiner. Aber auch in Vetera 2 gab es als Zentrum einen kreisrunden »Townsquare«, der sich in der Mitte eines im Boden versteckten Einkaufszentrums befand. Oben war der Rand des Beckens von Bäumen gesäumt, und sie hatten die neuesten Fahrzeuge, die sensorgebremst umherrsurrten.

Sie musste mit Oma in einem Warteraum sitzen, in dessen Ecke auf einem Tisch Spielzeug lag, das sie nicht anfassen mochte. An der Wand hing ein Flexiposter eines dunkelhäutigen Mädchens, das auf einer Müllkippe stand. Im Hintergrund schrien Möwen. Das Mädchen schaute ganz ernst und sagte immer wieder: I want to live a happy life. I'm tired of living a poor life. I want to live a happy life. I'm tired of living a poor life. Unten stand neben dem Logo von Vetera 2 »Unsere lieben Patenkin-der«.

Sie wurden von einer Frau in einer weißen Bluse begrüßt. Die Frau war schön, sauber und blond. Um ihren Hals hing an einem Band eine Ausweiskarte mit einem Foto ihres Gesichts. Vielleicht hatten die Menschen hier keine ID-Körner in der Haut zwischen Daumen und Zeigefinger. Die Frau trug dafür über ihrer rechten Hand eine Art Geschirr mit zwei zusätzlichen künstlichen Fingern, wahrscheinlich, um damit ihre Verwaltungsinter-faces, oder womit auch immer sie sich befasste, schneller bearbeiten zu können. Becca nannte brav ihren Namen, als sie gefragt wurde.

»Es geht für heute in Ordnung, dass das Mädchen mitgekommen ist. Sie bringen Becca aber künftig bitte nicht mehr mit. Sie kann heute mit einigen gleichaltrigen Kindern spielen, wenn sie möchte. Es ist unterrichtsfrei, heute ist Fähigkeitentag.«

»Was ist ein Fähigkeitentag?«, fragte Becca.

Die Frau beugte sich zu ihr herunter und legte ihr die

Hand auf den Oberarm. »Einmal in der Woche bringen wir uns gegenseitig etwas bei, wenn wir möchten. Alles ganz spielerisch. Ohne Zwang. Magst du unseren Kindern zeigen, was du kannst?«

»Aber ich kann doch nichts Besonderes.«

»Jedes Kind kann etwas ganz besonders gut, Becca! Alle Menschen sind etwas Besonderes.«

»Ich kenne die Sterne«, hatte sie gesagt, aber die Frau hörte schon nicht mehr zu. »Fangen wir doch bitte an«, sagte sie zu Oma.

Die Frau schob beim Reden ihre untere Zahnreihe hervor. Becca fand die Kieferbewegung dieser Frau so faszinierend, dass sie sie später eine Weile nachahmte. Oma ermahnte sie dann, das zu lassen.

Während Lena an einem anderen Ort in der Anlage ihre Arbeit machte, spielte Becca mit ein paar Kindern. Sie hockten im Schatten zwischen zwei Wohnhäusern mit Fenstern, hinter denen sich nichts bewegte. In den Gärten surrten die Rasensprenger. Verspritzt wurde Regenwasser, das man auffing und wiederverwendete.

»Müsst ihr draußen wohnen, deine Oma und du? In den Clustern? Mein Vater sagt, dass es dort schrecklich ist und da nur schlimme Leute wohnen. Dass man immer aufpassen muss, dass man nicht fertiggemacht wird.« Der Junge war Sohn eines berühmten Clowns, erzählten die Kinder Becca.

»Ich weiß nicht. Ich finde es ganz okay. Mir passiert auch nichts, ich kann auf mich aufpassen.« Die Kinder nickten anerkennend.

»Was ist das für ein Band an deinem Arm, Becca?«

»Hast du nachmittags keine Schule?«

»Wohnt ihr in einem Haus oder in einem Zelt im Park?«

So viele Fragen. Ein Mädchen mit Bleaching-Schienen auf den Zähnen sagte, Becca tue ihr leid. Sie sei komisch angezogen. Es stimmte. Beccas Hoodie änderte

seine Farbe, je nachdem, wie das Licht auf ihn fiel. Er war ihr bestes Stück. Sie liebte es, auf ihrem Bett am Fenster zu sitzen und versonnen die Arme zu drehen, während die Staubpartikel im Sonnenlicht tanzten. Die Kinder hier waren ganz schlicht gekleidet, mit Knöpfen statt Velcro, viel Weiß und Pastelltönen. Und dann fiel Becca auf, was sie wirklich unterschied. Die Kinder rochen anders. Wie frisch gebadet, dabei hatten sie den ganzen Tag gemeinsam draußen gespielt. In diesem Moment fühlte sie sich schmutzig und schämte sich. Hier lagen auch keine Essensreste herum und niemand pinkelte an beschmierte Hauswände.

Als Oma sie später abholte, war Becca ganz still. Erst nachdem sie den Wohnkomplex verlassen hatten und in einem seltsamen abendlichen Zwielficht – es würde einen Wolkenbruch geben – auf der fast leeren Autobahn nach Hause fuhren, sagte sie, dass es in Vetera 2 schöner sei als bei ihnen. Oma schwieg zu lange, um nicht nachgedacht zu haben.

»Aber sie dürfen keine Hunde haben, Becca.«

»Wir haben auch keinen Hund.«

»Aber du hast Lotti, wenn wir bei Walter sind.«

»Toll.«

»Hast du bemerkt, dass sie an beiden Toren genau dieselben Fragen gestellt haben?« Oma blickte in den Rückspiegel zu Becca, die sie fragend ansah. »Sie tun das, damit sie herausbekommen, ob man die Wahrheit sagt. Wenn jemand hinein möchte und lügt, merken sie das. Man würde nicht zweimal dasselbe sagen.«

»Das ist schlau.«

»Ja, das sind schlaue Leute.«

»Und wir können dort nicht wohnen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil es nicht geht. Es ist sehr teuer.«

Sie schwiegen wieder und Becca sah draußen die

Landschaft vorbeiziehen. Ein mageres Kind und seine Großmutter, die in ihrem Alter immer noch arbeiten musste. Dann begann der Regen auf das Dach zu prasseln, und an Beccas Scheibe lief er wie lange Würmer entlang. Flaches Land unter einem dunkelgrauen Himmel und grüne Wiesen, auf denen Windräder sich unbeeindruckt drehten.

Vor ihrem nächsten Termin in Vetera 2 brachte Oma sie zu Walter. Becca sagte Onkel Walter zu ihm, und ihm gefiel das. Onkel Walter war etwa so alt wie Oma, wohnte am Stadtrand in einem windschiefen Fachwerkhaus, das sicher schon zweihundert Jahre alt war und inmitten eines verwilderten Gartens stand, in dem das Gras kniehoch wuchs. Das Haus lag gleich neben dem seit Jahren geschlossenen Tierpark. Es war vollgestopft mit unnützem und nützlichem Krempel, mit Screens, Büchern aus Papier, die sich auf den Treppenstufen stapelten, mit Musikinstrumenten und allerlei seltsamen Dingen. »Ich bin Digitalromantiker und Analogist«, sagte er immer. Becca wusste nicht, was das bedeutete. Aber es klang wichtig. Irgendwann gab es sogar mal einen Besuch der Polizei bei ihm, es ging um irgendwelche Hippie-Aktivisten, die Überwachungsdrohnen abschossen und die er angeblich kannte, ein schwarzmaskiertes Einsatzkommando nahm einen Server mit, den er in einen Zuckerstreuer gebaut und absichtlich auf dem Küchentisch stehengelassen hatte. Als wäre es ein Problem gewesen, dass sie den Server mitnahmen. Walters Zeug war tiefenverschlüsselt, lag in Vietnam, zwei Tunnel zwischengeschaltet, außerdem hatte er immer ein komplettes Backup auf Lottis Halsband. Ob er wirklich etwas mit diesen Drohnenschützen zu tun hatte, erfuhr Becca nie. Schade, dachte sie, dass sie das den Kindern aus Vetera 2 nicht erzählen konnte.

Er spielte ihr manchmal alte Bluessänger vor, deren Musik er liebte. »Die musst du kennen!« Sie mochte die

zerfurchten schwarzen Männer mit ihren Hüten und abgewetzten Gitarren, obwohl sie nicht verstand, wovon sie sangen. Walter erzählte ihr, dass es eine musikalische Verbindung zwischen Westafrika und dem Blues in Amerika gebe. Zu allen möglichen Dingen wusste er etwas zu erzählen, er kramte das Falkenbuch des Kalifen Al-Mutaqakil hervor, wusste Spannendes über den Piraten Grote Pier und erklärte ihr die Gründe für den Untergang der Stadt New Orleans. Er konnte aber auch einfach Grimassen machen oder mit ihr rülpsen und dabei so tun, als sei es ihm bloß herausgerutscht.

»Walter, das Mädchen ist acht. Meinst du, dass Becca sich für deine Geschichten interessiert? Könnt ihr nicht einfach Fußball spielen gehen?«, hatte Oma einmal gemeint, als sie ihre Enkelin abholte.

»Es kann doch nicht schaden, wenn sie was lernt. Oder, Becca? Aber vorhin haben wir Ultimate Fighting Kids gespielt, wenn dich das beruhigt, meine liebe Lena.« Er knuffte Becca in die Seite, und beide lachten.

Walter war Programmierer akustischer Interfaces und machte sich einen Spaß daraus, sogenannte Ostereier in seine Arbeiten einzubauen, die diese freundliche Software bei seltenen Schlüsselwörtern der Anrufer leise »Ich mag dich« oder »Oink oink« sagen ließ. Becca hatte später oft daran gedacht, als sie in der Hotline von FriendlyCo arbeitete. Für die war er leider nie zuständig gewesen.

Becca liebte Oma Lena, bei der sie nach dem frühen Unfalltod ihrer Eltern aufgewachsen war, und auch Oma konnte Geschichten erzählen, vom Kleinen Muck, der Blauen Stunde, den Anfängen des Rap und ihren Reisen als junge Frau nach Patagonien, wo sie die fast verschwundenen Gletscher fotografiert hatte, aber Walter besaß etwas, das Oma fehlte: Zeit. Und den Garten, in dem Becca mit Lotti, seiner hyperaktiven Promenadenmischung, zwischen den Resten eines ausgeschlachteten

Gartenroboters und dem experimentellen Gemüsebeet herumtobte. Oma war immer beschäftigt, immer unterwegs.

»Sie tut das nicht, weil sie nicht mit dir zusammen sein möchte. Sie muss Geld verdienen und das ist nicht mehr so einfach.«

»Und du, Walter?«

»Ich? Ich bin wie eine Eule, ich arbeite nachts, wenn du schläfst. Ein wenig, denn ich brauche nicht mehr viel Geld. Aber bei deiner Oma geht das nicht.«

»Oma, warum wohnen wir nicht bei Walter?«

»Ich glaube nicht, dass ich es bei ihm auf Dauer aushalten würde.« Sie lachten. »Im Ernst, Lena, Becca hat recht. Ihr könntet es euch überlegen. Ihr würdet viel Geld sparen.«

»Ach, Walter, das hatten wir doch schon.«

Sein Haus besaß ein Fenster im Dachstuhl. Nein, beinahe das ganze Dach war ein Fenster. Er hatte es, nachdem er das Haus geerbt hatte, selbst umgebaut. Unter dem Fenster stand ein Sessel, der sich mit zwei Handgriffen in ein Bett verwandeln ließ. Es war Beccas »Observatorium«. Sie konnte in dem Sessel versinken und vor dem Einschlafen die Sterne beobachten. Zur Südseite waren auf dem Haus Solarzellen installiert, aber auf der anderen Seite war das ganze Dach offen zum Himmel.

In einer Januarnacht, die so kalt war, wie die Nächte damals noch waren, blickte Becca in die Dunkelheit über sich. Es knarzte in dem alten Gebälk, es roch nach Holz, und sie konnte den Himmel sehen, während sie im Warmen lag. Sie fühlte sich geborgen und so wohl wie an keinem anderen Ort. Sie fühlte im Angesicht der Sterne weder Verlorenheit noch Ehrfurcht, stattdessen eine Art Freundschaft mit ihnen. Sie kannte schon einige Sternbilder. Oma hatte ihr erzählt, dass Menschen auf dem Mond und dem Mars gewesen waren. Und nur dieses



eine Fenster trennte sie, Becca, von der Erde, in ihrem Bett liegend, vom Mars. Dazwischen war nichts, nur ein paar Millimeter Glas und unzählige Kilometer.

Von unten aus der Küche hörte sie in jener Nacht Stimmen. Nicht nur die von Oma und Walter, es waren noch Gäste im Haus. Eíf, Bahar, Rabbit, der immer säuerlich aus dem Mund roch und Becca »die Kurze« nannte, und die »Zwillinge«, die Becca überhaupt nicht leiden konnte: stets identisch gekleidete Männer, diesmal in hellblauen Kapuzenanzügen. Sie alle saßen unten und redeten und redeten. Ein dauerndes Gemurmel drang nach oben und wenn jemand auf die Toilette ging und die Tür öffnete, konnte Becca etwas von dem verstehen, was die Erwachsenen sprachen.

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass das alles wieder in Ordnung kommt. Ihr seid doch sonst nicht so naiv. Im Wasser ist Viskose, die Luft brennt und die nächste Eskalation wird kommen und sie wird nicht mehr so glimpflich ablaufen.«

»Ich sage nicht, dass es wieder in Ordnung kommt. Aber wo willst du hin? Sag mir doch, wo es besser ist.« Es war Omas Stimme.

»Ich sage es gern noch mal: Was ist mit Tunesien?« Es musste einer der »Zwillinge« sein. »Sie bauen dort doch jetzt etwas auf. Das könnte–«

Oma fuhr ihm ins Wort. »Natürlich. Und wir verbrennen alles hinter uns und wenn es da unten dann doch nicht funktioniert, was dann? Und meine Enkelin geht in Tunis mit den Revolutionskids zur Schule? Bis zum nächsten Staatsstreich?«

»Europa ist jedenfalls im Arsch, das sollte wohl klar sein.« Jemand hustete, Gläser klirrten.

»Du bist doch wie immer zu dogmatisch.«

»Und du hast keine Kinder.«

»Und was ist mit dir, Walter? Jetzt sag mal, was Sache ist bei dir.«

»Ich gehe nirgendwo hin. Ich bin Mitte sechzig. Hörst mir doch auf mit irgendwelchen Träumen von Revolution und neuen Menschen. Das ist schon zu oft schiefgegangen und wird immer schiefgehen.«

»Ja, Walter, du sitzt hier schön in deinem Haus am Stadtrand, aber du wirst schon sehen, wenn die Einschläge näher kommen. Letzte Woche haben sie–«

»Das klingt ja wie eine Drohung. Als würdest du mir das wünschen. Aber glaube du nur an deine Revolution, diesmal klappt sie bestimmt.«

Am nächsten Morgen wurde Becca von Walter geweckt. Er hockte neben ihrem Schlafsessel. Es roch nach gebratenem Tofu in Satay, den sie gern mochte, und Instant-Kakao. Die Gäste waren nicht mehr da.

»Wie viele Tiere gab es früher drüben? Ich meine, in dem Zoo?« Von ihrem Fenster konnte Becca die türkisfarbenen Pools erkennen, in denen einmal Seehunde oder Eisbären gelebt hatten.

»Gute Frage. Ich habe sie jedenfalls nachts oft gehört. Ich war ja schon hier, als ich selbst ein Kind war. Ich sag dir, das war ganz schön seltsam, nachts einen Löwen, diese blöden Flamingos oder einen Orang-Utan schreien zu hören.«

»Warum haben die Tiere geschrien?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht haben sie gar nicht geschrien. Vielleicht haben sie sich einfach laut von Gehege zu Gehege unterhalten.«

»Warum gibt es keinen Zoo mehr?«

»Ich glaube, er wurde einfach zu teuer. Niemand wollte ihn mehr bezahlen.«

»Und was ist mit den Tieren passiert?«

»Sie sind in andere Zoos gebracht worden. Oder man hat sie freigelassen.«

»Nein, das geht doch nicht. Man kann keinen Löwen frei herumlaufen lassen. Und Flamingos finden nichts zu essen.«

Er lächelte.

»Habt ihr euch gestern gestritten, du und Oma und die anderen?«

»Nein, das war nur eine Meinungsverschiedenheit. Das ist etwas anderes als ein Streit. Wir hatten unterschiedlich über etwas gedacht. Das passiert eben manchmal.«

»Warum wollt ihr denn weg? Ich möchte nicht, dass wir gehen.«

»Keine Angst, niemand geht weg, Becca.« Er strich ihr über die Haare.

Nach dem Frühstück hatte Becca in ihrem Anorak im Garten gestanden und zum Zoo hinübergeblickt. Sie hätte gern einmal wilde Tiere gesehen, aber wo einst der Eingang gewesen war, gab es nur noch die eingeschlagenen Scheiben alter Kassenhäuschen und Gittertore, die seit Jahren nicht mehr geöffnet worden waren. Eine zerfetzte Plastikplane knatterte laut im Wind. Drinnen hatte Lotti gewartet.